

beit an der Heiligen Schrift zu fördern, mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, wie wichtig es für die Kirche ist, möglichst viele tüchtige und arbeitsfreudige Bibelwissenschaftler heranzubilden und dafür Sorge zu tragen, daß diese sich mit vollen Kräften, durch keinerlei andere Aufgaben behindert, unter Heranziehung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel ihrem schönen Beruf widmen können.¹⁷ Es ist dringend zu wünschen, daß dieser Aufruf recht viele und tüchtige Arbeiter in diesem wichtigen Teil des Weinberges des Herrn sammelt, „damit die Kirche, wie in der Vergangenheit, so auch heute hervorragende Meister der Schrifterklärung habe und die Gläubigen durch deren Schaffen und Wirken das Licht, die Aufmunterung und die Freude der Heiligen Schrift in vollem Maße erhalten“.¹⁸

Antoine de Saint Exupéry: Leben und Werk

Von HANS-GÜNTHER NAUEN

I. Das Porträt

„Um zu schauen, muß man erst teilnehmen“

Saint Exupéry¹

Mehr als jede andere Dichtung verlangt das Werk des französischen Fliegerdichters A. de Saint Exupéry die Zusammenschau von Lehre und Leben, von Wort und Tat. Mag man sonst das Studium eines Porträts für nebensächlich oder gar indiskret halten, bei Exupéry wird es zur Notwendigkeit, will man seine Botschaft und ihre Bedeutung recht würdigen. Dichten heißt bei ihm, Bekenntnis ablegen, Zeuge sein. Um aber Zeuge zu sein, genügt es nicht zu beobachten, zu registrieren, sondern man muß sich einsetzen, teilhaben. „Was bin ich, wenn ich nicht teilhabe? Um zu sein, muß ich teilhaben.“² Und in der Tat, welches Vertrauen würde uns eine so anspruchsvolle Botschaft wie die Exupéry's einflößen, wenn sie nicht der ehrliche Niederschlag echter Erfahrungen, wenn sie nicht gelebtes Wort wäre!

Saint Exupéry wurde am 29. Juni 1900 in Lyon geboren als Sohn eines alten südfranzösischen Adelsgeschlechtes. Den Grafentitel hat er nie geführt; Aristokrat nach Gesinnung und Haltung blieb er bis zu seinem Tode. Schon in ganz jungen Jahren beschäftigt sich der Knabe mit Fragen der Technik, Dynamik und Ballistik. Daneben schreibt er kleine Verse. So gehören schon ganz früh Technik und Poesie zusammen.

¹⁷ Instructio Pont. Comm. Biblicae „De Sacra Scriptura recte docenda“, Acta Apost. Sed. 42 (1950), S. 495—505.

¹⁸ Enz. „Div. affl. Spir.“, a. a. O., S. 324.

¹ Nachdem nun alle Werke übertragen sind, gibt es einen deutschen Exupéry. Alle Bücher von Exupéry sind bei Karl Rauch, Boppard, erschienen außer dem „Nachtflug“, der von S. Fischer, Berlin, verlegt worden ist. Die Werke der Reihe nach: Südkurier 1949; Nachtflug 1934, zitiert als N.; Wind, Sand und Sterne, zitiert als W.; Flug nach Arras 1949, zitiert als Fl.; Bekenntnis einer Freundschaft 1952 (Früher: Brief an einen Ausgelieferten); Der kleine Prinz 1950, zitiert als Pr.; Die Stadt in der Wüste 1951, zitiert als C.—

² Fl. S. 163.

Exupéry muß eine wundervolle, traumhaft-schöne Jugend verlebt haben, ein wahres Paradies der Unschuld und Glückseligkeit, aus dem ihm immer wieder unsichtbare Kraftquellen zuflossen, die ihn auch in den bittersten Augenblicken seines Lebens nie ganz verzweifeln ließen. Er ist selber „der kleine Prinz“, der wie ein Stern vom Himmel auf diesen Planeten gefallen ist. „Woher stamme ich? Ich stamme aus meiner Kindheit. Ich stamme aus meiner Kindheit wie aus einem Land.“³

1921 trat Exupéry der Fliegerei bei, die in den Tagen Blériots noch in den Kinderschuhen steckte. Sein ganz auf Täterschaft gestelltes Leben kündigt sich schon im voraus an, wenn er mitten in der Flugausbildung eine nicht bewachte Maschine besteigt und zu einem Alleinflug startet. Jahrelang ist er Streckenpilot auf der Linie Casablanca—Toulouse. Sein Chef ist Didier Daurat, den wir als Rivière im Nachtflug wiedererkennen werden. Zwei Jahre ist Exupéry Kommandant der Wüstenfestung Cap Juby an der westafrikanischen Küste, wo er sich durch nimmermüden Einsatz und opfervollen, entsagungsreichen Dienst das Vertrauen seiner Vorgesetzten und das der noch nicht unterworfenen kriegesischen Mauretanier erwirbt. 1928 erscheint sein erstes Buch „Südkurier“, die Konfession eines großen Abenteurers, die Entdeckung der Fliegerei für die dichterische Aussage. 1929 überträgt man Exupéry die Leitung der südamerikanischen Aeroposta Argentina. Zusammen mit seinen Kameraden besiegt er unter unerhörten körperlichen und seelischen Anstrengungen die Andenkette und überzieht den Kontinent mit einem Netz von Flugverbindungen. Die Frucht seiner Erlebnisse und Erkenntnisse in dieser Epoche ist der „Nachtflug“, den er 1931 nach Auflösung seiner Fluggesellschaft mit nach Frankreich bringt. Bis 1939 hat er keine feste Stellung, ist zeitweilig arbeitslos. Eine Zeitlang muß er als Versuchsflieger neue Maschinen einfliegen. Wie Auden und Hemingway nimmt er als Journalist am spanischen Bürgerkrieg teil, gerät in die Hände der roten Miliz und wäre um ein Haar in dieser Zeit der „flinken Urteile“ erschossen worden. 1935 stürzt er auf einem Rekordflug von Paris nach Saigon in der lybischen Wüste ab. Die qualvolle Wanderung durch die Wüste und die wundersame Errettung in Todesnot hat er unübertrefflich in „Wind, Sand und Sterne“ geschildert.

Nach dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges meldet sich Exupéry gegen den Willen seiner Freunde zu einer Aufklärungsstaffel. Nach dem französischen Zusammenbruch geht er ins Exil nach Amerika. 1942 erscheint hier sein „Flug nach Arras“, von dem Pierre Lanux behauptet, es sei „der allerbeste Dienst, der der französischen Sache je auf amerikanischem Boden erwiesen wurde“.⁴ In diesen Jahren abgrundtiefer Verzweiflung schreibt er den „Brief an einen Ausgelieferten“, ein erschütterndes Dokument der Freundschaft und ein Aufruf zur Menschlichkeit in einer unmenschlichen

³ Fl. S. 89.

⁴ In René Délangue, Léon Werth, Unser Freund Exupéry, Karl Rauch 1952, S. 96, zitiert als DW.

Zeit. In Amerika erscheint ebenso sein Märchen „Der kleine Prinz“. Die Arbeiten an seinem nach dem Tode herausgegebenen Werk „Stadt in der Wüste“ fallen ebenfalls in diese Zeit.

1943 gelingt es Exupéry nach langen Bemühungen trotz seines Alters und des strengen amerikanischen Reglements, das als Höchstgrenze für einen Flieger 25 Jahre festsetzt, auf einer Lightning zum Einsatz zu kommen. Alles Zureden der Freunde hilft nicht. „Ich bleibe bis zum Schluß dabei, damit ich hinterher das Recht habe mitzureden.“⁵ Am 31. 7. 1944 kehrt er von einem Aufklärungsflug nicht mehr zurück. Kurz vor seinem Tode erinnert er sich an seine alten Freunde und Kameraden: „Sie alle sind tot, verschollen, nachdem sie getan hatten, was zu tun war. Von ihnen allen bin ich allein übrig. Warum eigentlich?“⁶ Er starb wie sein Pilot Fabien aus dem „Nachtflug“. „Irgendeine Funkstelle hört ihn vielleicht noch. Das einzige Band zwischen Fabien und der Welt ist eine summende Welle, ein kleines Getön in Moll. Keine Klage. Kein Schrei. Der reinste Laut, den Verzweiflung je hören ließ.“⁷

II. *Vita heroica*

„Lieben, nur lieben — was für eine Sackgasse.“

Saint Exupéry

Für die erste Phase des Dichters scheint mir mehr als sein erstes Buch „Südkurier“, mehr auch als sein drittes Werk „Wind, Sand und Sterne“, der 1931 erschienene „Nachtflug“ kennzeichnend. Aus diesem Grunde, und nicht zuletzt, weil ich es für das künstlerisch stärkste und dichteste halte, habe ich es zur Ausdeutung dieser ersten Schaffensperiode ausgewählt, hin und wieder beziehend auf die übrigen Werke und Selbstzeugnisse. Hinhorchend auf den reinen Herzton des Dichters, und dennoch immer wieder deutend Abstand nehmend und unbeirrt messend an der letzten Wahrheit und dem höchsten Wert. Denn Dichtung soll kein Heldenkult oder Religionsersatz sein, sondern Daseinserhellung und Lebenshilfe. Und das ist auch ganz im Sinne Exupéry, dem alles bloße Ästhetentum ein Greuel war und der mit literarischen Begriffen wie etwa *l'art pour l'art* nichts anfangen wußte. Ohne Zweifel liegt hier eine tiefe Paradoxie, insofern ein Kunstwerk sein Maß in sich trägt, die Deutung aber sich dem christlichen Glauben verpflichtet weiß, eine Paradoxie, der es mutig standzuhalten gilt.

Es geht im „Nachtflug“ um die Eroberung der Nacht für den Flugverkehr. „Das ist für uns . . .“, sagt Rivière, „eine Lebensfrage, weil wir den Vorsprung, den wir tagsüber vor den Eisenbahnen und Dampfzügen gewonnen haben, jede Nacht wieder verlieren.“⁸ „Dieser Nachtdienst“, sagt A. Gide im Vorwort, „anfangs heftig umstritten, dann zugelassen und schließlich . . .

⁵ DW. S. 123.

⁶ DW. S. 115.

⁷ N. S. 123.

⁸ N. S. 85.

durchgeführt, war zu der Zeit in der diese Erzählung spielt, noch eine sehr gewagte Sache. . . .“ Dieses Buch führt uns also in die „heroische Erstlings-epoche“ der Luftfahrt und „klingt mit Fug und Recht wie ein Helden-gedicht.“⁹

Rivière, eine „prachtvolle Führergestalt“ (Gide), ist der Held dieses Romans. Er ist der Leiter auf dem Flughafen Buenos Aires, er ist der Verantwortliche, der Nacht für Nacht seine Piloten in den Kampf mit der Dunkelheit schickt, damit die Flugverbindungen nicht abreißen. Er sieht besser als alle andern für alle andern die große Aufgabe. Er weiß, was jede Nacht auf dem Spiele steht, er sieht nur ein Ziel, auf das alle hingestreckt werden müssen, koste es, was es wolle. Er fliegt selbst nicht, aber er treibt seine Piloten zur Tat und impft ihnen seine „eigene sittliche Kraft ein“. ¹⁰ Dem großen Werke gegenüber, der Errichtung eines Nachtflugdienstes, muß alles andere zweitrangig werden. Darum ist er ein unnachsichtiger Vorgesetzter, der das Äußerste an Anstrengung verlangt, der die geringste Schwäche ahndet, selbst vor augenscheinlichen Ungerechtigkeiten nicht zurückschreckt. Trotz seiner Härte erscheint er uns aber nicht als ein gefühlloser Rohling. Er leidet unter der ihm abverlangten Härte und ringt in langen Nächten um die Rechtfertigung seines Tuns. Wie gern würde er sich mit Liebe und Freundschaft umgeben. Das mag einem Arzt erlaubt sein. Er aber dient nicht Menschen, sondern einer Sache.

Ein alter Arbeiter auf dem Flugplatz hat sich einen kleinen Fehler zuzuschulden kommen lassen. Soll Rivière ihn entlassen oder soll er Milde walten lassen? Sein Herz ist auf eine harte Probe gestellt. Wie leicht und beglückend wäre es, Nachsicht zu üben. Aber Rivière läßt sich nicht übermannen. Er weiß, daß Mitleid etwas Gutes ist. Aber leider kommt es auf die Sache an. Er will ja nicht den Arbeiter treffen, sondern das Ubel, das durch seine Hände gegangen ist, das Unvollkommene, das immer wieder jedes Menschenwerk in Frage stellt.

Dennoch läßt Rivière nicht den Menschen über dem Werk aus dem Auge. Das Werk steht zwar im Vordergrund, es ist aber um der Menschen willen. Es ist die Esse, in der sie geläutert werden. Denn der Mensch ist „ungeformtes Wachs, das man kneten muß, dem man eine Seele geben, einen Willen schaffen muß“. ¹¹

Dieser betont männlichen Welt, Welt der Tat, steht eine andere Welt gegenüber: die Welt bescheidenen Lebensglücks, Welt der Frau: „Welt freundlichen Lampenscheins über abendlichem Tisch. . . .“ ¹² Exupéry übersieht durchaus nicht, daß auch diesem Aspekt der Welt seine Berechtigung und Bedeutung zukommt. Als jede Hoffnung dahinsinkt, den Piloten Fabien, der gerade auf einem Nachtflug begriffen ist, je wiederzusehen, da kommt es zwischen Rivière und der blutjungen Gattin, die schon Witwe ist,

⁹ Gide im Vorwort zu N.

¹⁰ Gide.

¹¹ N. S. 41.

¹² N. S. 105

zu einem Gespräch. „Er konnte nichts tun, als sie anhören, sie bemitleiden . . .; denn weder die Welt der Tat noch die Welt persönlichen Glückes können sich auf Teilung einlassen, sondern stehen im Widerstreit.“¹³

Exupéry treibt den Wertekonflikt in eine Höhe, wo sich die Frage nach dem Sinn der Tat überhaupt erhebt. Voll tiefer Angst fragt sich Rivière: diese Menschen sind doch Väter, Gatten, Söhne. In wessen Namen reiße ich sie aus der Welt des Glücks? Sollte es nicht gerade oberstes Gebot sein, dieses Glück zu behüten? Aber gibt es nicht etwas, was den Menschen übersteigt? Rivière kommt das Bild eines alten Inkatempels in den Sinn. Was wäre ohne ihn von einer alten Kultur geblieben, so machtvoll, daß sie uns heute noch beschämt? Der Wert des Lebens richtet sich nach der Dauer, mit der der alte Inkafürst die Menschen zwingt, an ihrer eigenen Ewigkeit zu bauen. „Es geht darum, auf Kosten zahlloser persönlicher Opfer, ein dauerhaftes Werk zu errichten, das die Wüste nicht unter sich begräbt, den Tempel menschlicher Größe, den der Ozean des Vergessens nicht fortspülen kann.“¹⁴

Aber in wessen Namen kann ich ein so ungeheuerliches Opfer von den Menschen verlangen? Darauf weiß Exupéry keine Antwort — noch keine Antwort. „Ich weiß nicht, ob das, was ich getan habe, gut ist. Ich weiß nichts Gütiges über den Wert des menschlichen Lebens oder über den Wert der Gerechtigkeit . . .“¹⁵ Mag das Ziel „fragwürdig“ sein, die Tat erlöst vom Tode. Exupéry verzichtet also auf die Frage nach dem Sinn und löst sie auf in die Frage nach der Aktion. Die Tat befreit vom Sinn.

In diesem Buch wird etwas gefeiert, was man im Hitler-Deutschland „heldische Lebensauffassung“ nannte. Allerdings ist damit das Buch nicht gerichtet. Denn gegenüber einer spätbürgerlichen Weltordnung der Mittelmäßigkeit, deren Symbol die Volksküche ist, wird hier wieder die paradoxe Wahrheit ins Licht gerückt, daß das Glück der Menschen nicht in der Freiheit wovon, sondern in der Freiheit wozu besteht. Es ist dieselbe Wahrheit, die Gides Prometheus das Paradoxon entlockt: „Ich liebe den Menschen nicht, aber ich liebe das, was ihn verzehrt.“

Hier wird deutlich, wie sich Rivière mit einer anderen, größeren Gestalt berührt, mit Faust, dem rastlosen Frager und Sucher. Steht aber Faust in einer weithin noch festgefügtten Welt, in der das augustinische „transcendite ipsum!“ auf den christlichen Gott bezogen bleibt, so wird bei dem modernen Manager Rivière in erschütternder Weise das Verblassen aller religiösen Bezogenheiten verhängnisvoll sichtbar. An die Stelle Gottes sind „pseudotranszendente“ Ziele getreten, deren Sirenenruf in ihrer sternenhaften Entfernung liegt. Hier dürfte wohl, von Goethe prophetisch vorausgeahnt, von der gottlosen Unrast Faustens, für die „Menschenopfer“ bluten mußten, ein heute erst sichtbar werdender Weg in die Schinderhütten un-

¹³ N. S. 105.

¹⁴ G. Gehring, Der heroische Humanismus bei St. Exupéry; Die lebenden Fremdsprachen, 2. J., 1950, H. 5, S. 129/136.

¹⁵ N. S. 74.

serer Tage führen. Was läßt sich denn schließlich von der unbestimmten Vorstellung Rivières her gegen die Schandlager unserer Zeit sagen, wo Millionen einem „fragwürdigen Ziel“ hingeopfert wurden?

So hat denn wohl H. W. Sabais¹⁶ recht, wenn er sagt, daß Exupéry unter Umständen der Unbestimmtheit seiner eigenen „Idee vom Heroischen“ zum Opfer fiel. „Denn der ‚nutzbringende Mut‘ ... konnte auch die Bordwaffen einer Me 109 bedienen, solange er sich nicht an einem religiös-humanistischen Kriterium zu prüfen hatte. Die heroische Haltung aus Pflicht konnte ... in strengster subjektiver Sittlichkeit einer objektiv morallosen Sache dienstbar werden.“

III. *Vita humana*

„Die Liebe allein erkennt das Gesicht, das es zu formen gilt.“

Saint Exupéry

Es ist aber ein Zeichen für die tiefe Menschlichkeit unseres Dichters, daß er jene gefährlichen Folgerungen ahnte und ihnen auszuweichen versuchte, um zu jenem, von Sabais vermißten, „religiös-humanistischen Kriterium“ zu kommen. Das kündigt sich schon in „Wind, Sand und Sterne“ in einem neuen Symboldenken an. Die Dinge werden zu Chiffren, Hieroglyphen, zu den *vestigia Dei*. Das Haus wird zum Vaterhaus, das Brot zum Sakrament der Freundschaft. Die Dinge sind, haben Sinn und werden von Gott getragen.

Ein sinnloser Auftrag während des letzten Krieges im Augenblick des französischen Zusammenbruchs verhilft dem Dichter zum endgültigen Durchbruch dieser Erkenntnisse, die in dem Roman „Flug nach Arras“ niedergelegt sind.

Mehr als alle anderen Bücher ist dieses Werk Zeugnis der Täterschaft. Aber es ist erstaunlich, wie die *vita activa* immer stärker umschlägt in die *vita contemplativa*, die Erfahrung in die Meditation, das Erlebnis in die Erkenntnis. Aber die Erkenntnis ist nicht Geschenk der Muße, sondern Frucht tätiger Teilhabe. „Um zu schauen, muß man erst teilnehmen.“¹⁷ Und erst die Teilhabe verleiht dichtes Sein.

Es ist Ende Mai 1940. Ganz Frankreich lodert. Da geschieht das Wunder: Mitten im Feuer der deutschen Flugabwehr, 700 Meter über dem brennenden Arras kreisend, überkommt Exupéry die Gnade einer inneren Erleuchtung, die noch wunderbarer ist als die äußere Errettung. Seinen Kameraden wiedergeschenkt, unternimmt er nun, diese überwältigenden Erfahrungen zu klären: „Ich werde mich mit einer Niederlage völlig solidarisch erklären, die mich oft erniedrigen wird. Ich gehöre zu Frankreich. ... Wir sind alle besiegt worden, ich bin besiegt worden.“¹⁸

Wie tief ihn das Solidaritätsgefühl durchdringt, zeigt sich darin, daß ihm, der so behutsam mit allen religiösen Worten und Werten umgeht, eines der

¹⁶ Das Reich des St. Exupéry; Neue literarische Welt Nr. 1, 1952, zitiert als Sb.

¹⁷ Fl. S. 46

¹⁸ Fl. S. 185.

innersten Geheimnisse der christlichen Religion gleichsam entfärbt: „Ich verstehe zum ersten Mal eines der Geheimnisse der Religion, aus der die Kultur hervorging, die ich als die meine anspreche: ‚Die Sünden der Welt zu tragen‘ ... Und jeder trägt alle Sünden der ganzen Welt.“¹⁹ Und an dieser Stelle wird ihm die Niederlage Frankreichs zur Niederlage seiner Kultur, ja des Menschen schlechthin. Und am „Ende einer langen Pilgerfahrt“, wie getroffen vom Blitz der Gnade, enthüllt sich ihm das Geheimnis der Kultur, die er als „Erbin der christlichen Werte“ versteht: Exupéry sieht sie unter dem Bild einer Kathedrale. Die Kathedrale ist aus unzähligen Steinen erbaut. Seitdem diese Steine zu einer Kathedrale zusammengefügt sind, haben sie keinen Eigenwert mehr. Die abendländische Kultur hat diesen Menschen gepredigt, der über dem Individuum stand. „Ein Dom ist etwas ganz anderes als eine Summe von Steinen. Er ist Rechen- und Baukunst. Nicht die Steine bestimmen ihn, sondern er bereichert die Steine durch seine eigene Sinnggebung.“²⁰ Nun ist der Mensch nicht Stein, bloßes Material, sondern Glied einer Gemeinschaft. Das einzelne Glied ist nur, sofern es in einer Gemeinschaft steht. Die Gemeinschaft aber ist nur, sofern sie vom einzelnen getragen wird, der zugleich der Baumeister ist, der das Bild dieser Kathedrale der Gemeinschaft in sich trägt und es ständig realisiert. Denn das ist das Kennzeichen der abendländischen Kultur, daß sie lehrte, „einen Dom durch Steine hindurch zu erkennen“.²¹ So ist der Einzelmensch Stein und Schlußstein, Glied und Krönung der Gemeinschaft.

Aber wir haben dieses kostbare „Erbe Gottes“ vertan, wir haben die Kathedrale zerstört, um uns liegt ein wirrer Haufen von Steinen. Wie konnte es dazu kommen? Exupéry sagt: Aus einer falsch verstandenen Gleichheit und Freiheit, die aus lauter Angst, das Individuum zu verletzen, zum Prinzip der Selbstheit und Fessellosigkeit entartet sind. „Wir haben den Dom mit den Steinen verwechselt.“²² Gewiß verletzen die Steine einander nicht, wenn sie wirr umherliegen, aber den Dom, „den sie aufbauen könnten und der wiederum ihre eigene Sinnggebung bedeuten würde“.²³ Verlorengegangen ist somit das Prinzip des Opfers. Unser neuzeitlicher Humanismus hat die wesentliche Rolle des Opfers verkannt. Er hat den Menschen durch Worte, nicht durch Taten vermitteln wollen. Und dieser vom Katheder oder vom Rednerpult verbreitete Humanismus endete in der Anarchie des Individualismus oder im Kollektiv, im wirren Steinhaufen oder im Termitenstaat.

Dieses „Credo“ aus dem „Flug nach Arras“, in dem sich Exupéry Schritt für Schritt auf sein christlich-katholisches Geistes- und Glaubenserbe zubewegt, zeigt deutlich die Entwicklung, die der Dichter seit der *vita heroica* des Nachtfluges durchlaufen hat. Und dennoch wollen wir das Gemeinsame nicht übersehen! „Wichtig ist, daß man sich auf ein Ziel hinbewegt, das sich

¹⁹ Fl. S. 187.

²⁰ Fl. S. 194.

²¹ Fl. S. 193.

²² Fl. S. 203.

²³ Fl. S. 204.

vorläufig noch nicht zeigt!“²⁴ War aber in der ersten Phase dieses Ziel verhüllt, ja fragwürdig, so daß es im Extrem gleichgültig erschien, ob es Realität oder Illusion sei — so gibt es nun das Ziel, verhüllt zwar im Dunstkreis der Ahnung, aber dem liebenden Geist leuchtet durch den Dunstkreis die Sonne der Gewißheit. Nicht der „euklidische“ Verstand, aber der sich öffnende Geist, der *spiritus intellectualis*, der sich von der Gnade beschenken läßt, kennt das Ziel. „Er ist wie ein Blinder, den seine Handflächen zum Feuer leiten.“²⁵ „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“²⁶ So ist menschliche Aktion nicht mehr sinnlose Bewegung, bloßes Sich-selbst-überschreiten, sondern zugleich Hingehen auf und Angezogenwerden von, schrittweises Vorwärtstasten in immer heller werdende Räume.

Wo es aber wieder geistige Schau gibt, die Haltung liebevollen Offenseins, gibt es auch den Gegenstand der Schau, der mir „gegen“ steht, das Sein. Für Exupéry ist das Urbild des Seienden die Kathedrale. Wenn es Exupéry als das „ganz andere, als die Summe von Steinen“ faßt, glaubt man fast, philosophische Begriffe zu hören. Das Mannigfaltige zu einem geordnet: „Das ist der philosophische Gedanke vom lebendigen Sein, und nicht fern ist es von dem Bild, das der künstlerische Blick im Sein erschaut: *Unitas in varietate*, Einheit in der mannigfaltigen Vielheit, der alte Begriff vom Schönen.“²⁷ Es ist der alte aristotelisch-christliche Ordogedanke, den Exupéry hier neu entdeckt: Sein ist Ordnung. Und das Erstaunliche: Die Technik führt nicht aus dieser Ordnung heraus, sondern mit um so „größerer Strenge“ in sie hinein.

Der Mensch, den Exupéry im Sein erfährt, wird als ein „*noeud de relations*“, als Bezugspunkt von Beziehungen, verstanden. Diese Beziehungen werden als sittliche Bande gesehen: Exupéry nennt es verantwortlich sein, vom anderen Du aufgerufen werden. Und nur in verbindlichem Einsatz gewinne ich Wirklichkeit, Dichte und innere Weite, wie sie etwa im „betenden Dominikaner“ ist, wie sie jene „schwache Klosterfrau“ hat oder „Pasteur vor seinem Mikroskop“.²⁸

Bei Exupéry ist also der Mensch wieder ganz fraglos als Gemeinschaftswesen verstanden, beansprucht vom Du. Exupéry aber wäre kein moderner Mensch, wenn er diese Teilhabe als fertigen Besitz verstünde, den man mit dem Geburtsschein auf die Welt bringt. Die Devise des Menschen ist nicht *sum*, sondern *sursum*.²⁹ Und wie der Mensch ein stets Werdender ist, so ist auch seine Teilhabe stets neu zu verwirklichen, zu inkarnieren. So stehen auch bei Exupéry die Sucher höher als die Seßhaften. Exupéry spricht von

²⁴ Fl. S. 45.

²⁵ Fl. S. 47.

²⁶ Pr. S. 72.

²⁷ *Steinbüchel*, Mensch und Wirklichkeit in Philosophie und Dichtung des 20. Jahrhunderts — Frankfurt 1950, S. 18.

²⁸ Fl. S. 94.

²⁹ *G. Marcel*, *homo viator*, Düsseldorf 1949, S. 24.

den Küstern und Stuhlvermietern, die sich einen festen Platz im Dom gesichert und damit ihr Menschsein aufgegeben haben.³⁰

Hier rundet sich der Kreis. Werden kann man nur im Dienst der Liebe. „Doch hier haben wir die wahre Liebe: ein Gewebe von Bindungen, das einen werden läßt.“³¹

IV. Aufstieg zu Gott

„Zitadelle, ich werde dich im Herzen der Menschen errichten.“

Saint Exupéry

In seinem Nachlaßwerk „die Stadt in der Wüste“, seinem weltanschaulichen Testament, unternimmt Exupéry, in Gestalt eines imaginären Gemeinwesens, das Land aufzuweisen, dessen Umrisse im „Flug nach Arras“ vor seinem geistigen Auge erstanden waren. Es ist bekannt, daß viele seiner Freunde von einer Veröffentlichung dieses Werkes abgeraten haben. „Sie verehrten den Herold eines heroischen Lebensprinzips, wollten wohl aber seine letzten und strengsten Bindungen nicht kennen.“³² Und doch ist die „Zitadelle“ auch in unfertiger Gestalt Abschluß und Krönung seines Gesamtwerkes. Es gibt die Summe seines Denkens in Form eines Fürstenspiegels, vergleichbar in seiner Anlage etwa mit Nietzsches „Zarathustra“. Was sich in den inneren Monologen des *pilote-écrivain* schon angekündigt, was im „Credo“ des „Flug nach Arras“ sich als sein Stil herauskristallisiert, wird hier zu einer unabsehbaren Folge von Gesprächen, Meditationen, Gleichnissen und Gebeten, in denen Exupéry durch den Mund des Herrn der Zitadelle seinen in der Wüste der Zivilisation verdurstenden Zeitgenossen den Hymnus schenken will, aus dem sich wieder Kultus und Kultur gebären kann. „Zitadelle, ich werde dich im Herzen der Menschen errichten.“³³

Im Gegensatz zum „Flug nach Arras“ hat dieses Buch in Amerika und nicht nur dort lebhaften Widerspruch und heftige Ablehnung hervorgerufen. Da Exupéry seine Aussagen und Erkenntnisse einem absoluten Fürsten in den Mund legt, von Autorität und Zeremoniell redet, hielten es die „Parole-Denker“ aller Lager für erwiesen, daß Exupéry bis zum Schluß „totalitären Lösungen angehangen habe“.³⁴ Aber diese „terribles simplificateurs“ übersehen, daß Exupéry feine Unterschiede macht. Exupéry versteht unter Autorität und Ordnung weder Militärherrschaft noch Führervergottung. „Denn ich erkläre, daß der Baum Ordnung ist. Ordnung ist aber hier die Einheit, die das Zusammenhanglose beherrscht. . . . Meine Generale aber werden von dem Bilde militärischer Paraden beherrscht, und so sagen sie, daß allein bei den Dingen, die sich nicht voneinander unterscheiden, Ordnung herrsche.“³⁵

³⁰ Fl. S. 181.

³¹ Fl. S. 175

³² Sb.

³³ C. S. 34

³⁴ Sb.

³⁵ C. S. 145/6.

Wir stoßen hier wieder auf den schon vertrauten Ordogedanken der Unitas in varietate, den Exupéry hier unter dem Bild eines Baumes faßt. An anderen Stellen spricht er vom Schiff, dem Tempel, dem Reich, der Zita-delle. Alles Symbole, unter denen Exupéry das schöpferische Miteinander der Menschen versinnbildlicht: Das Ganze steht vor den Teilen, umfaßt sie und führt sie zum Sinn.

Hatte uns aber das Bild der Kathedrale im „Flug nach Arras“ dazu verleiten können, das als Ordnung erlebte Sein irgendwie gegenständlich zu fassen, so muß nun berichtigend hinzugesagt werden, daß es für Exupéry das Sein als Objekt, als Gegenstand nicht gibt, daß das Sein nur je und je im konkreten Vollzug in seiner Sinnhaftigkeit sichtbar wird. Das Sein ist da, aber nicht als Ding. Zwischen Objektivismus und Subjektivismus hindurch, besser vielleicht, jenseits dieser gefährlichen Antinomien, sucht Exupéry das Sein anzusetzen, das weder unpersönliches Objekt noch illusorische Projektion meines Gefühles ist. Denn wäre das Sein Objekt, so fehlte ihm die Schicksalsgegenwärtigkeit auf meine konkrete Existenz; wäre es subjektive Projektion, so fehlte ihm jede Verbindlichkeit.

So läßt sich also das als Ordnung verstandene Sein nicht von meiner Person, die es schaut, trennen und wird wirklich erst im tätigen Vollzug meiner Existenz. Das Sein ist nicht Gegenstand der Erkenntnis, des Verstandes, „dieses zufälligsten und abstraktesten Modus unserer Existenz“,³⁶ sondern ruht auf der ganzen Breite des Lebens auf. Denn der Verstand kennt nur den *mos geometricus*, die Verifizierbarkeit, die Richtigkeit als geistige Übereinstimmung. Es gründet aber auf einer Basis von reicher und tiefer Wahrheit, so vielfältig wie das Seiende.

Mit dem Gegensatzpaar Richtigkeit-Wahrheit stoßen wir auf das Kernstück der „Stadt in der Wüste“, auf das Herzwort Exupéry's. Schon in „Wind, Sand und Sterne“ kreist sein Denken darum, und er spricht von der Wahrheit, die ein jeder hat. „Die Wahrheit von gestern ist tot, die von morgen erst zu gebären.“³⁷ Doch hier müssen wir einhalten und uns fragen: Gibt es denn so etwas wie eine tote Wahrheit, ist das nicht ein Unbegriff?

Kierkegaard sagt einmal: „Die Wahrheit ist die Subjektivität.“ Die sogenannte objektive Wahrheit, die außerhalb meines Personseins steht, die ich als Wissenskram mit mir trage, die ich im Denken mir vorstelle, ist noch nicht Wahrheit im Vollsinn des Wortes.

G. Marcel macht das Gesagte klar am Gegensatzpaar Problem-Mysterium. Im Problem, das der wissenschaftlichen Erkenntnis zugeordnet ist, ergreife ich meinen Gegenstand als Objekt. Im Mysterium bin ich im verpflichtenden Einsatz, in lebendigem Seinsbezug verbunden. Im Problem geht es um die Richtigkeit, Beweisbarkeit, im Mysterium um die Breite der Wahrheit. Und das Entscheidende: Jedes echte Sein ist mir als Mysterium gegeben.

³⁶ Hamann, zitiert nach *H. Urs von Balthasar*, Prometheus, Studien zur Geschichte des deutschen Idealismus, Heidelberg 1947, S. 56.

³⁷ W. S. 59.

Liegt aber die Wahrheit in dieser Tiefe der Existenz, so wird deutlich, daß sie sich nicht leicht in Begriffe fassen läßt. Dann ist deren „Engelsprache“ nichts für die Menschen und aussagbar nur in Bildern, Gleichnissen und im Mythos. Von hier aus verstehen wir nun auch die Vorliebe Exupérys für Bilder und Gleichnisse, die seinem letzten Werk geradezu biblischen Charakter verleiht. Von hier aus aber wird auch die Ablehnung von Denken und Sprechen deutlich. Exupéry spricht in der „Stadt in der Wüste“ immer wieder von den „Trugbildern der Sprache“, dem „Wind der Worte“, die die Widersprüche zwischen den Menschen setzen und das Leben töten.

So liegt denn die Wahrheit nicht im Denken und Sprechen, in der Sphäre von richtig und falsch, sondern im Vollzug des Lebens. Und wie es die Wahrheit des Baumes ist zu wachsen, so ist die Wahrheit des Menschen, Mensch zu werden. So hat jeder Mensch seine eigene subjektive Wahrheit, nämlich seinem Menschen zur Geburt zu verhelfen, sich selbst zu finden. Und Unwahrheit heißt Nichtfinden, Ausweichen in die Abseitigkeit.

Seine Wahrheit finden, werden und wachsen kann für Exupéry, dieses „Genie der Freundschaft“, der Mensch nicht etwa in der Einsamkeit des Gewissens, in der Absetzung vom Du, sondern nur in der Gemeinschaft, die sich auf Gott bezieht. „Es gibt kein Verbundensein, außer durch die Gottheit ... und wenn du nicht irgendeinen Gott findest, der herrscht, gibt es keine Hoffnung für das menschliche Miteinander.“³⁸ Denn Gott ist die Brücke von dir zum anderen, der oberste Knoten, der alles zusammenhält. Wenn er fehlt, fehlt schlechthin alles.

Und so macht sich der königliche Herr der Zitadelle auf, Gott zu suchen. Es gibt wenige Stellen in der neuzeitlichen Literatur, die erschütternder die Sehnsucht des modernen Menschen nach Gott aussprechen als jenes 73. Kapitel, in dem der Herr den Aufstieg zu Gott wagt. Wie vom Blitz getroffen fällt er hoffend und zagend zu Boden: „Erscheine mir Herr, denn alles ist schwer, wenn der Geschmack an Gott verlorengelht.“ — „Ich bin meiner selbst überdrüssig ... ich brauche vor allem einen, der sich wie ein Fenster aufs Meer hin öffnet, nicht aber einen Spiegel, vor dem ich mich langweile.“³⁹ Der Mensch bedarf, um zu sein, des Du, des ganz Anderen, er bittet um ein Zeichen: „Ich verlange nichts als das Eine: es möge mir bedeutet werden, daß es etwas zu verstehen gibt.“⁴⁰ Aber Gott schweigt. Voller Verzweiflung macht sich der Herr auf den Heimweg. Diese Verzweiflung aber weicht einer „eigentümlichen Heiterkeit“. Denn es überkommt ihn wie eine überirdische Erkenntnis: „Ich hatte Gott nicht berührt, doch ein Gott, der sich berühren läßt, ist kein Gott mehr. ... Die Größe eines Gebetes beruht darauf, daß ihm nicht geantwortet wird.“⁴¹

Was bleibt, ist: Gott schweigt.

³⁸ C. S. 254.

³⁹ C. S. 301/2.

⁴⁰ C. S. 304.

⁴¹ C. S. 503

Es fällt mir schwer, mit dem Gottsucher Exupéry zu rechten. So mag denn das abschließende Wort mehr geflüstert als ausgesprochen werden. Oswalt von Nostitz, der Übersetzer der „Stadt in der Wüste“, stellt in seinem Nachwort fest, daß das Denken Exupérys in einer Zone verblieben sei, „die man vielleicht den christlichen Vorhof nennen könnte.“ Damit ist sicherlich zu wenig — oder auch zu viel gesagt. Zu wenig, insofern Exupéry ohne die ganze Breite des christlichen Glaubens- und Geisteserbes nicht zu denken ist — zuviel, insofern er den sich offenbarenden Gott nicht kennt.

Tragik des modernen Menschen: Aus einer übersteigerten Ehrfurcht Gott gegenüber nicht wissen können und wollen, daß ER zu uns gesprochen und unsere sterbliche Hülle getragen hat.

Augustinus als Mensch und Seelsorger

Von G. FRIEDRICH KLENK S.J.

Augustinus gehört zu jenen Gestalten der Geschichte, die jedem Zeitalter verwandt sind, nicht nur weil sie durch die Ehre der Altäre der Zeit entrückt und so allen Epochen gleich nahe geworden sind, sondern auch durch ihr persönlich-menschliches Wesen und ihre allumfassende Geistigkeit. Trotzdem darf man sagen, daß ihm bestimmte Zeiten und Zeitenwenden verpflichtet sind, bzw. ihn für sich in Anspruch nehmen. So z. B. das anhebende Mittelalter, dann wiederum die Neuzeit des 14., 15. und 16. Jahrhunderts und vielleicht auch unsere Gegenwart.

Wenn wir die zahlreiche Augustinus-Literatur der letzten Jahrzehnte überschauen, kommt dem Buche F. van der Meers, Augustinus der Seelsorger,¹ ein besonderer Rang zu. Van der Meer will uns vor allem den Seelsorger Augustinus erschließen; aber wenn wir unter der Cathedra der Bischofskirche von Hippo oder einer anderen Kirche in Karthago oder sonstwo im römischen Afrika stehen und diesem Seelsorger zuhören, wie er predigt, wenn wir seine religiösen Kämpfe mit Irrlehrern verfolgen oder seine seelsorgerlichen Briefe lesen, scheint uns neben dem Hirten immer auch ein Stück des Menschen Augustin sichtbar zu werden. Dieser vom Formklang der goldenen und silbernen Latinität so hingerissene Rhetor besitzt eine feine, empfindsame Seele, die bewegt wird von künstlerischem Stilgefühl, aber in ihrer eigentlichen Mitte hinabreicht in den Quellgrund des Religiösen. Kein Wunder; denn Schönheit als der Glanz der Wahrheit ist notwendig dort am reinsten, wo die höchste Wahrheit ist. Und die höchste Wahrheit ist dort, wo das vollkommenste Sein, das höchste Gut ist. Augustinus gilt als Vorläufer der emotional-intuitiven Denker und Gottsucher

¹ Köln 1951, J.P. Bachem (786 S.). Brosch DM 28,—. Das Buch ist nicht nur mit einem ungeheuren Fleiß in jahrelanger Kleinarbeit geschaffen, wobei jedes der vielen Mosaiksteinchen im Anhang mit den Fundstellen belegt ist; es bezaubert bei aller Wissenschaftlichkeit den Leser durch die Anmut und den Reiz der Darstellung.